

Priestererziehung heute

von Max ten Hompel

Die Zeitlage hat das »Problem des Priesters« stark ins Blickfeld gerückt¹. Ist der katholische Priester ein Problem? Er kann es nicht sein, sofern sein Amt und seine Tätigkeit göttlicher Sendung sind und als göttliche Sendung gläubig anerkannt werden. Er ist problematisch für den Nicht-Gläubigen, ob er nun noch nicht oder nicht mehr gläubig ist; denn dem Nicht-Gläubigen ist jene Welt keine Wirklichkeit, als deren gottbestellten Sachwalter der Priester sich weiß und betätigt. Vom Nicht-Gläubigen aus gesehen, lebt der Priester in einer unwirklichen Welt, stellt er von hier aus unbegründete moralische Forderungen; von einer erdachten Wirklichkeit aus will er den Menschen Erlösung bringen, indes er, wie manche meinen, selbst es nötig hätte, »von seinem Erlöser erlöst zu werden« (Nietzsche).

Problematisches kann der Priester aber auch dem Gläubigen bedeuten. Damit ist nicht jenes Rätselvolle und Spannungsreiche gemeint, das auch die Sicherheit des Glaubens aus dem Menschenleben nicht fortnimmt – wie das Christentum ja überhaupt das Menschendasein nicht spießförmig glättet und verharmlost, sondern neue ungeahnte Tiefen aufreißt und auf unbekannte Höhenpfade führt. Paulus, die schärfstumsrissene Priester- und Seelsorgergestalt im Neuen Testament, weiß, daß der Glaube die übermenschliche und jenseitige Welt »wie in einem Spiegel, rätselhaft«, zeigt; und er scheut nicht das Bekenntnis, daß er die Spannungen zwischen »Fleisch« und »Geist« auf das Schmerzlichste empfindet. Diese Problematik – wenn man sie so nennen soll – ist dem Menschen, dem »Wesen der Mitte«, der Stätte, da Geist und Körper, Natur und Übernatur, Himmel und Erde sich begegnen und auseinanderlegen, wesensmäßig; sie ist in ihrer natürlichen Komponente allgemein-menschlich, im Übernatürlichen für jeden Christen gegeben und somit keine besondere Problematik des Priesters – es sei denn für naive Gemüter, die meinen, nicht Menschen, sondern Engel seien ihnen zu Priestern bestellt.

»Jeder Hohepriester, aus der Reihe der Menschen genommen, wird eingesetzt als Stellvertreter für Menschen in ihren Beziehungen zu Gott, damit er Gaben und Opfer darbringe für ihre Sünden, als ein Mann, der ein billiges Urteil haben kann gegenüber den Unwissenden und Irrenden, da er ja selber auch

¹ Vgl. diese Zeitschrift Dez. 1938 (135. Bd.) S. 180 ff. Thalhammer S. J., Priesterliche Sendung. Der Artikel behandelt mehr grundlegend die überzeitliche Sendung des Priesters. Da viele von heute um das Priestertum gehende Fragen mehr die konkrete, zeitlich bedingte Gestalt des Priesters und deren Formung aufgreifen, nimmt hier ein verantwortlicher Priestererzieher, der Direktor des Leo-Konviktes in Paderborn, das Wort (die Schriftleitung).

mit Schwachheit behaftet und ihrewegen verpflichtet ist, wie für das Volk, so auch für sich selber zu opfern der Sünden wegen« (Hebr. 5, 1). So umschreibt das Neue Testament die eigenartige Stellung des Priesters zu seiner Umwelt. Aus der Reihe der Menschen genommen, bringt er die Spannungen, die Gebrechlichkeit, die Beschränktheit seiner menschlichen Individualität mit in das Amt, das ihn zum Sachwalter der Beziehungen zwischen der Seele und ihrem Gott macht. So soll es sein, damit er, selbst der Schwachheit unterworfen, mit Milde sich auch der Sünder anzunehmen wisse. Aber denselben Priester wollen die Menschen auch als sittliches Vorbild sehen. Er verzichtet weitgehend auf irdische Berufsaufgaben und – in der lateinischen Kirche – auf die Gründung einer Familie und nimmt den Dienst Gottes und die Seel-Sorge an den Menschen aus Gottes Hand als seinen »Beruf« an, er vertritt kraft Auftrages von oben die Forderungen eines anspruchsvollen sittlichen Ideals: so will der Mensch im Priester dieses Ideal in etwa verwirklicht sehen; auch wenn er weiß, daß der Priester, weil er Mensch ist, Kämpfer ist und bleibt, will er ihn doch als erfolgreichen Kämpfer sehen, in dem die Veredelung und Verklärung der Menschennatur durch die Christusgnade Wirklichkeit und Gestalt anfänglich gewonnen hat und fortschreitend gewinnt. Wenn der Prediger dem sittlichen Ideal nicht entspricht, so ist das jedesmal eine Diskreditierung des Amtes, dem es aufgetragen, das Ideal zu predigen. »Niemand geben wir irgendwie Anstoß, damit unser Amt nicht in Verruf kommt« (2 Kor. 6, 3).

Mit diesem Pauluswort ist die Gefahr bezeichnet, in der das Priesteramt schwebt; es kann in seinem Ansehen gefährdet, in seiner übernatürlichen Autorität geschädigt werden, wenn der Priester vor dem sittlichen Ideal, das er berufsmäßig verkündet, versagt. Nicht jenes Zurückbleiben ist gemeint, das menschlicher Schwäche und Begrenztheit nie erspart bleiben kann; – aber es gibt ein Schalwerden des Salzes und eine Verfinsterung des Lichtes, das menschlich vermeidbar ist und deshalb menschlicher Verantwortung unterliegt, ein Versagen innerhalb des Bereiches der sittlichen Freiheit und Entscheidung, das deshalb möglicherweise durch Beeinflussung des Selbstbildungswillens, durch Erziehung vermieden werden könnte.

Die Erziehung ihres priesterlichen Nachwuchses ist für die Kirche stets eine vordringliche Sorge gewesen. Die Erzieherin der Völker wußte darum: »Wie die Priester beschaffen sind, so pflegt meistens auch das Volk zu sein.«² Das vor kurzem von der Kongregation der Seminare und Universitäten herausgegebene »Enchiridion clericorum«³, eine Sammlung sämtlicher die Priestererziehung regelnden amtlichen Äußerungen der kirchlichen Zentralregierung, ist ein monumentaler Niederschlag des Erziehungswillens und Erziehungswirkens der Kirche an ihrem priesterlichen Nachwuchs durch neunzehn Jahrhunderte hindurch. Vorangestellt sind die Mahnungen des Apostels Paulus

² Clemens XIII, Litt. Encycl. »A quo die« 13 Sept. 1758.

³ Enchiridion clericorum. Documenta Ecclesiae Sacrorum Alumnis instituendis. Typis polyglottis Vaticanis (Rom 1938; Kommissions-Verlag Herder).

an seine priesterlichen Schüler, und an der Spitze steht das Wort des Herrn, das an dieser Stelle als Ausgangspunkt einer so gewaltigen Erziehungs- tradition mit doppeltem Gewicht in die Seele fällt: »Ihr seid das Salz der Erde. Wenn aber das Salz schal wird, womit soll man es salzen? Es taugt zu nichts mehr; man wirft es hinaus, und es wird von den Menschen zertreten. Ihr seid das Licht der Welt. Eine Stadt, die auf einem Berge liegt, kann nicht verborgen bleiben. Auch zündet man kein Licht an und stellt es unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter... So leuchte euer Licht vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen« (Matth. 5, 13 ff.).

Gottmenschliche Weisung, abgrundtief und klar wie ein Bergsee, an sich überreich für alle Zeiten; aber der Wechsel und die Verworrenheit des Ablaufs der Reichgottesgeschichte, das Auf und Ab menschlichen und priesterlichen Strebens und Fehlens machte immer wieder neue erzieherische Orientierungen und Anstrengungen nötig. Das Enchiridion legt Zeugnis ab, wie die Sorge der Kirche den Zeitkrankheiten und Zeitbedürfnissen gefolgt ist. Auch die Umbrüche unserer Zeit machen Unzulänglichkeiten in der Durchführung des kirchlichen Ideals der Priestererziehung, Gebrechen in der priesterlichen Haltung, zeitgeforderte Notwendigkeiten sichtbar, die sich vordem dem Auge weniger aufdrängten. Im Folgenden sei versucht, einige solche sich heute besonders anmeldenden Forderungen herauszustellen.

»Homo Dei« (1 Tim. 6, 11) ist der Priester, »Mann Gottes«. Aber aus der Reihe der Menschen genommen, wird er für Menschen aufgestellt (Hebr. 5, 1). Er soll »Mann Gottes« sein, ganz durchdrungen von der göttlichen Berufung, ganz hingeeben an Gottes Dienst, tiefst überzeugt von dem unmeßbaren Vor- rang der übernatürlichen Gabe Gottes vor der natürlichen Gotteschöpfung, und er soll doch Mensch bleiben, als begnadeter und gnadebringender Mensch zu den Menschen gehen.

Unsere Zeit hat ein neues Gespür bekommen für die Seinswucht der Schöpfungs- ordnungen, auch in solchen Menschen, die aus der Schöpfung den Schöpfer noch nicht erkennen. Weite Kreise leben in einer bewußten und grundsätzlichen Diesseitsfeligkeit, und der Priester gilt ihnen vielfach als der lebensfeindliche Pessimist, der die Welt nur als »Jammertal« wertet.

Der Standpunkt der Kirche gegenüber der Schöpfung ist klar umrissen ein- mal durch das Dogma von der Gutheit der Schöpfung - »Und als Gott alles sah, was er gemacht hatte, fand er es sehr gut« (Gen. 1, 31); »Alle Dinge hat er geschaffen zum Sein, und die Geschöpfe der Welt sind zum Heile da« (Weish. 1, 14) -, andererseits durch das Dogma von der Erbsünde, die den Men- schen nicht nur der ursprünglichen übernatürlichen Gerechtigkeit beraubt, son- dern auch seine natürliche Rechtheit in Mitleidenschaft gezogen hat. Der Mensch ist nicht in allem in der ursprünglichen harmonischen Seinsverfassung; er steht nicht ohne weiteres in der rechten Ordnung zu den Gütern der Schöpfung; vielmehr können diese für den Menschen zu dämonischen Mächten statt zu Segenskräften werden, wenn der Mensch sich nicht durch weises, beherrschtes

Abstandnehmen die gottgewollte Herrschaft über die Dinge sichert. Nicht die Schöpfungsgüter sind schlecht, aber der Mensch kann ihnen gegenüber eine schlechte Haltung einnehmen und dadurch sittlich Schaden leiden. »Die Geschöpfe der Welt sind zum Heile da. Kein verderbliches Gift ist in ihnen. Das Totenreich hat nicht die Herrschaft auf Erden. Denn die Gerechtigkeit ist dem Tode nicht unterworfen. Die Gottlosen aber rufen den Tod herbei durch ihre Taten und Reden« (Weish. 1, 14–16). Die Kirche weiß um die Relativität und Begrenztheit des irdischen Seins; sie weiß, daß »die Gestalt dieser Welt vergeht« (1 Kor. 7, 31). Und dennoch ist sie einer edlen menschlichen Kultur Freundin und Förderin großen Stiles; nicht aus bloßen Opportunitätsrücksichten, sondern weil sie der natürlichen Schöpfungswirklichkeit eine positive Bedeutung als Grundlage und Hilfsmittel für das übernatürliche Leben beimißt, das ja als Übernatur eine wesensmäßige Beziehung zur Natur hat. Die Kirche kennt aber auch die Gefahr des Sichverlierens an die Welt. Deshalb bejaht sie zwar die Welt, aber unter der Bedingung, daß sie das höhere Leben der Seele nicht gefährde, sondern fördere.

Dieser Standpunkt prägt sich auch in den kirchlichen Grundfäden über die Erziehung des priesterlichen Nachwuchses aus. Die natürlichen Persönlichkeitswerte werden durchaus bejaht und in bestimmtem Maße vom Priesteramtskandidaten gefordert. Körperliche Integrität ist Bedingung für die Zulassung zur Weihe (so schon bezeugt durch Papst Gelasius I. im Jahre 494, der sich dafür auf die ‚alte Überlieferung‘ beruft). Das Kirchliche Gesetzbuch schreibt vor, den Seminaristen die Gesetze der Hygiene zu erläutern (c. 1369), und in dem alle drei Jahre zu beantwortenden Fragebogen der Seminarkongregation kehrt regelmäßig die Frage nach der vorhandenen Anzahl der Bäder wieder. Dieselbe Kongregation ordnete neuerlich (1935) für die portugiesischen Seminare an, es sei »darauf zu halten, daß die Seminaristen täglich, freilich unter Wahrung christlichen Maßhaltens, sich durch gymnastische Übungen oder geeignete Spiele trainierten und passende Spaziergänge unternähmen. Denn die jungen Leute sollen die Trägheit meiden und durch körperliche Rüstigkeit sich die geistige Beweglichkeit erhalten« (Enchir. 1363). Pius XI. übernahm und verchristlichte in einer Ansprache an die Alumnen der römischen Seminare am 18. März 1933 die bekannte Maxime Juvenals: »Mens sana in corpore sano et sancto«. Das Gesetzbuch verlangt weiter, daß den Alumnen »die Gesetze einer rechten christlichen Höflichkeit« dargelegt werden und ihre Beobachtung gepflegt werde. Wenn ferner als Voraussetzung für die Weihe der gute Ruf verlangt wird, so bedeutet das für den Alumnen die Pflicht, auf seine Ehre bedacht zu sein und ein feines Ehrgefühl zu pflegen (can. 987). Endlich betrachtet die Kirche als unentbehrliches Element für die Bildung ihrer Priester nicht nur die besondere theologische Ausrüstung, sondern auch eine profane Bildung, »wie sie Gemeingut der Gebildeten unserer Zeit« ist (Pius XI. Enzykl.: *Ad cathol. Sacerdotii fastigium*, 1935).

Neben diesen zahlreichen Aufforderungen, die natürlichen Gottesgaben positiv

zu nützen, stehen aber ebenso eindringlich die immer neuen Einschärfungen, den Alumnus den Geist der Entfagung und Selbstverleugnung einzuflößen.

Was wird die Seminarerziehung im Bereich der genannten Forderungen im Hinblick auf die Gegenwart besonders beachten müssen? Eingehende gesundheitliche Untersuchungen der Kandidaten vor der Aufnahme und während der Studienzeit sind wohl schon überall die Regel. Die Frage der Erbgesundheit fordert besondere Aufmerksamkeit, damit gefährliche Veranlagungen möglichst rechtzeitig erkannt werden. Selbstverständlich sind die Gesichtspunkte für die Entscheidung über die Aufnahmemöglichkeit vielfach andere als bei Ehemülligen. Ein gewisses Maß körperlicher Leistungsfähigkeit ist Voraussetzung für eine spätere gedeihliche Arbeit; es dürfte aber zu beachten sein, daß leibliche Robustheit und geistige Leistungskraft durchaus keine Gleichung darstellen. Oft bringt es seelische Energie, die sich gegen körperliche Hemmungen durchsetzen muß, zur stärksten Leistung und überrascht durch Ausdauer und Zähigkeit. Es muß vermieden werden, daß durch zu hoch gespannte körperliche Anforderungen hohe Geistesgaben dem priesterlichen Dienst in der Kirche verloren gehen. Sportpflege nach den heutigen Hochschulnormen wird von den meisten Theologen gern getrieben. Wichtiger als der Pflichtsport weniger Semester wird die dauernde Gewöhnung an einfache gymnastische Übungen sein, die auch der spätere Priester unter allen Verhältnissen durchführen kann, um sich dadurch spannkraftig zu erhalten. - Der sorgfältigen Pflege guter gesellschaftlicher Formen wird größere Mühe zu widmen sein. Die Höflichkeit ist eine natürliche und christliche Tugend, und der Gesandte des göttlichen Meisters soll seiner würdig auftreten; man kann solches Verlangen nicht mit dem Wort vom edlen Kern in rauher Schale abtun, der edle Wein will im gut geschliffenen Glase kredenzt sein. Zudem wird der Priester heute und in Zukunft noch kritischer als früher beobachtet; später fehlt ihm das Korrektiv des Familienlebens, so daß dann Veräuütes kaum noch nachzuholen ist. - Ein nicht überempfindliches, aber gesundes Ehrgefühl wird auch dadurch gefördert, daß man den Alumnus bei Handhabung der Seminarordnung in allem als vollgültige Persönlichkeit wertet. Auch den noch nicht großjährigen Theologen wird man am besten zu einem Gefühl für persönliche Würde erziehen, wenn man ihn von Anfang an gesellschaftlich vollwertig nimmt.

Ein besonderes Gewicht kommt der wissenschaftlichen Vor- und Ausbildung zu. Wer an der auf die akademischen Studien vorbereitenden höheren Schule so wenig leistet, daß man entweder auf geistige Trägheit oder auf durchaus unterdurchschnittliche Begabung schließen muß, kann nicht als geeigneter Kandidat für das Priestertum gelten. Der Fall des heiligen Pfarrers von Ars war ein Wunder der Gnade und kann als seltene Ausnahme nicht eine Regel begründen. Ernste Überlegungen werden dadurch notwendig, daß die deutschen höheren Schulen - natürlich ist es selbstverständlich, daß der künftige Priester bis zum akademischen Studium denselben Bildungsgang macht wie die Laienberufe - in zunehmend geringerem Maße die Vorbildung vermitteln, die für

das philosophisch=theologische Studium von besonderem Wert ist: eine gründliche Ausbildung in den klassischen Sprachen. Das gilt vor allem vom Lateinischen, das als die Sprache der Vulgata, der Liturgie, der amtlichen Kirche, wichtigster geschichtlicher Dokumente und theologischer Quellen von jedem Theologen genügend beherrscht werden muß. Auch auf ein bestimmtes Maß von Kenntnis des Griechischen, der Ursprache des Neuen Testaments, kann kaum verzichtet werden. Hier sind für die Ergänzung der wissenschaftlichen Vorbildung der Theologiestudierenden schon für die nächste Zukunft dringende Aufgaben gestellt. Wie hoch die Kirche die Kenntnis der klassischen Sprachen einschätzt, wird durch Dokumente des Enchiridion vielfach belegt.

Ehrenhaftigkeit, Zuverlässigkeit und Geradheit des Charakters sind unabdingbare Forderungen an den künftigen Diener des Heiligtums. Wer es gewohnheitsmäßig mit der Wahrheit nicht genau nähme, bewiese dadurch zur Genüge, daß er kein berufener Kündler der ewigen Wahrheit ist. In Geldsachen muß absolute Korrektheit und Sorgfalt gefordert werden. Die Abneigung vieler junger Menschen von heute gegen herkömmliche Formen wird auch in ihrem privaten und amtlichen Briefwechsel deutlich; ein Bestehen auf Gefeiltheit auch in diesem Punkte beugt Unannehmlichkeiten für die Zukunft vor. Das gegen früher weitausgedehnte Unterstützungswesen bedeutet eine Charaktergefahr, der durch Erziehung zur Feinfühligkeit in diesen Dingen entgegengewirkt werden muß. Eine Examensmoral, die es verschmähmt, mit einem Wissen zu prunken, das nur erborgt und nicht Besitz ist, muß selbstverständliche Ehrensache sein; man muß in einzelnen Fällen damit rechnen, daß falsche Auffassungen über diesen Punkt mit ins Seminar gebracht, vielleicht auch von Stellen aus gestützt werden, von denen man es nicht erwarten sollte.

Wenn die kirchlichen Weisungen zur Priestererziehung immer wieder die Bedeutung des Gehorsams, der gehorsamen Einfügung in die Seminarordnung betonen, so ist damit keineswegs der sogenannte »brave Junge« zum Ideal eines Seminaristen erhoben. Es gibt eine Bravheit, die nicht viel anderes als Schwäche und für den Erzieher zwar bequem, aber alles andere denn eine Hoffnung für die Zukunft ist. Man wird solche jungen Leute in Gelegenheiten bringen müssen, in denen sie praktisches Urteil beweisen und sich durchsetzen müssen. Da muß sich zeigen, ob lediglich durch Vorerziehung oder Umwelt bedingte Unentwickeltheit vorliegt oder ein Habitus der Infantilität. Im letzteren Falle müßten sie verabschiedet werden; dem Priester der kommenden Zeit werden kluges Erfassen der Situation und Entschlußbereitschaft noch unentbehrlicher sein als bisher.

Es gibt durchaus kraftvolle Naturen, denen infolge glücklicher Harmonie der Anlagen die Einführung in die Lebensordnung des Seminars leicht fällt. Es gibt auch solche, deren Eigenwüchsigkeit sich schwer damit tut. Solche selbständigen Naturen erfordern viel Geduld; aber Geduld, die sich lohnt. Eigenwüchsigkeit, die mit dem ehrlichen Willen einhergeht, das Wahre und Gute zu finden, und die sich deshalb belehren und leiten läßt, kann sich prächtig

entwickeln; die Kirche hat gerade heute selbständige, entschlußkräftige Naturen besonders nötig. Eigensinnigkeit, die aus Stolz oder Dummheit sich nicht belehren lassen will, ist ein hoffnungsloser Fall. An solche wird das Kirchliche Rechtsbuch denken, wenn es (can. 1371) die Entlassung der »incurribiles« fordert.

Die Priestererziehung muß und will so das echt und edel Menschliche durchaus bejahen und pflegen, und wenn sie auch die sittlichen Tugenden ins Christlich-Übernatürliche erhoben wissen will, so wird damit ihre natürliche Komponente nicht aufgehoben. Sellmair⁴ hat recht mit der Forderung, »daß man erst zum Menschen gebildet werden muß, ehe man Priester werden kann«; ebenso mit der Hervorhebung, daß der Besitz der selbstverständlichen natürlichen Tugenden nicht ohne weiteres bei jedem Alumnus vorausgesetzt und ihre Pflege gegenüber den übrigen Übungen der Frömmigkeit nicht vernachlässigt werden darf. Das Ideal des Weltpriesters, der den »christlichen Humanismus« in sich darleben solle, stellt Sellmair in einen gewissen Gegensatz zum »asketischen« und zum »spiritualistischen« Priesterideal, wenn er auch an anderer Stelle wieder neben dem »gentleman saint« (den hl. Franz von Sales und Fénelon nennt er als seine typischen Repräsentanten) die Gestalt des heiligen Pfarrers von Ars als gleichberechtigt und beide Priestertypen als von der schöpferischen Fruchtbarkeit des Christentums hervorgebracht erklärt.

Uns scheint, daß auch der »gentleman saint«, der »christliche Humanist« am asketischen Priesterideal teilhaben muß. Das »Wer mir nachfolgt, nehme sein Kreuz auf sich« ist nicht nur für einen bestimmten Priestertyp, sondern für jeden Christen und für jeden Priester gesprochen. Die Bejahung der Welt durch den Christen ist andersartig als die Weltbejahung dessen, dem die Welt der einzige Wert ist. Ohne die Welt zu verlassen, steht der echte Christ doch in gewisser Weise über der Welt; er gebraucht sie nach Gottes Willen und kann und muß auf sie verzichten, wo die Alternative Gott oder Welt heißt, wo trotz ihrer grundsätzlichen Güte durch Menschenschuld das Gift in sie hineingetragen ist (Weish. 1, 14 ff.). Das »utentes quasi non utentes« des Apostels (1 Kor. 7, 31) hat bleibende Bedeutung für jeden, der in christlicher Tugend voranschreiten will. Das starke Ja unserer Zeit zur Schöpfungswirklichkeit ist vielfach in Gefahr, die Grenzen des Anspruchs zu übersehen, den die Schöpfung an den Menschen zu stellen berechtigt ist. Die Theologen von heute und die Priester von morgen sind Kinder ihrer Zeit und stehen in ebendenselben Gefahren wie ihre Zeitgenossen. Die christliche Verbindung von Weltgestaltung und Weltenthaltung hat gewaltige Kulturleistungen nicht nur nicht verhindert, sondern sie befruchtet und gerade christlich inspiriert. Diese ganz eigenartige christliche Haltung zur Welt ist vielleicht verstandesmäßig nie ganz aufzulösen, sondern nur innerlich zu erfahren an dem hinreißenden Beispiel des Gekreuzigten, der die Dinge der Welt bejaht, da er in seinem ersten Wunder auf einer Hochzeit Wasser in Wein

⁴ Josef Sellmair, *Priester und Mensch* (1938). Als Manuskript gedruckt.

wandelt und doch entsetzend durch das Grauen des Kreuzestodes in die weltjenseitige Verklärung schreitet.

Soviel sei gesagt zu den natürlichen und allgemeinchristlichen Voraussetzungen eines gebildeten, charaktervollen und sittlich einwandfreien Mannestums, ohne die der Priester seinem Amt und seiner Zeit der Regel nach nicht gerecht werden kann. Dazu muß die spezifisch theologische Berufsausrüstung kommen.

Eine gediegene wissenschaftliche, philosophisch-theologische Ausbildung ist der Kirche ein Herzensanliegen, das sie für die Theologiestudierenden zu einer Gewissenssache ernstester Verpflichtung macht. Mehr als einmal hat Papst Pius XI. den Alumnus der römischen Seminare warnend das Schriftwort zugerufen: »Quia repulisti scientiam, repellam te, ne sacerdotio fungaris mihi« (»Weil Du die Erkenntnis verschmähtest, so verichmähe ich Dich, daß Du mir Priester leist!«) (Os. 4, 6).

Der traditionelle Charakter der »Philosophia perennis«, mehr noch der Theologie als der Wissenschaft der Offenbarung legen den Stoff der Vorlesungen in weitem Umfange fest. Immerhin werden die Zeitumstände jeweils die besondere Pflege bestimmter Stoffkreise nahelegen. Christliche Kosmologie und christliche Anthropologie – zugleich als Ermöglichung einer christlichen Geschichtstheologie – dürften da ihre Forderungen besonders anmelden. Die Kirchengeschichte wird die Geschichte des deutschen Volkstums in seiner Verbindung mit der Kirche, die Pädagogik die Erwachsenenbildung ganz besonders berücksichtigen müssen.

Der Gedanke der Begegnung der Konfessionen und der kirchlichen Wiedervereinigung ist heute in Deutschland lebendig. Zu seiner Verwirklichung erfordert er aber Menschen, die aufgeschlossen sind für das religiöse Suchen und Fragen der Zeit. Die theologisch-wissenschaftliche Behandlung der Lehrgegenstände muß deshalb im Geiste einer Kontroverstheologie geschehen, die die gegnerischen Aufstellungen nicht als »quantité négligeable« abtut, sondern sie ernst nimmt, sie verstehen lehrt und die Gegenthese im Geiste der Liebe und Versöhnlichkeit aufstellt. Den jungen Theologen muß dabei das Verständnis geweitet werden für fremde Auffassungen und das Herz erwärmt zur seelischen Hilfeleistung. Entsprechendes gilt für die Behandlung weltanschaulicher Gegenstände. Unbeschadet aller grundsätzlichen Klarheit in der Herausstellung der Wahrheit muß die Welt des Irrtums als eine durch Wahrheit und Liebe zu erobernde vor die Seele treten.

Wichtiger als der Umfang des während der Hochschulzeit Erlernten wird es sein, dem künftigen Priester den theologischen Eros, die ehrfürchtige und begeisterte Liebe zur theologischen Wissenschaft einzuflößen, die ihn dann zeitlebens auch während der »Praxis« immer wieder zu den Quellen der theologischen Erkenntnis zurückführt. Der Nachweis des genügenden Maßes gediegener theologischer Kenntnisse muß in den Prüfungen erbracht werden. Der Meinung von Schmaus⁵, »es wäre gut, wenn die theologischen Prüfungen

⁵ In: Meyer=Neyer, Lebendige Seelforge I (Freiburg i. Br. 1937) 153.

nach dem Muster anderer Fakultäten strenger durchgeführt würden«, muß man Beachtung schenken. Vor allem sollten die Prüfungen weniger nach einem nur gedächtnismäßigen Wissen fragen, von dem man nicht wissen kann, ob es nur für die Stunde des Examins angelernt oder wirklicher geistig=lebendiger Besitz ist, als nach einem solchen Können, das nur durch gründliches, gewissenhaftes Durchdenken und Hin= und Herwenden – nicht zu vergessen das Durchbeten! – des Stoffes erzielt wird.

Freilich ist unsere schnellebige Zeit, die jeden Tag eine neue Sensation erfährt, dem geduldigen, bohrenden und deshalb eindringenden Studium weitschichtiger Lehrbücher wenig günstig. Auch die geistig lebendige theologische Jugend fühlt sich größtenteils von der theologischen Literatur kleineren Formates, aber interessanter Zuspitzung in der Fragestellung und ästhetisch reizvoller Formgebung besonders angezogen. Wir wollen dieser Literatur ihr besonderes Recht und Verdienst keineswegs bestreiten; aber es ist darauf zu achten, daß der Theologe darüber die strenge Systematik des Lehrbuches nicht vernachlässigt.

Wichtiger noch als die Wissenschaft von Gott und Gottes Wirken ist das Leben in und mit Gott. Der künftige Priester muß in ein gediegenes, tiefes, kernechtes Gebetsleben immer mehr hineinwachsen. Die Frömmigkeit des Theologen soll keine spezifische »Seminarfrömmigkeit« sein, sondern die Frömmigkeit des späteren Priesters gründen. Die Frömmigkeit des Priesters soll aber keine andere sein als die des möglichst vollkommenen Christen. »Gesunde und schlichte, aber tiefgewurzelte, starkgewordene, wirklich durchlebte christliche Frömmigkeit, ohne Flitter und ohne vermeintlich klerikale Besonderheiten – nichts anderes darf der Priester in sich ausprägen, in nichts sich von dem vollkommenen Laien unterscheiden wollen. Dies ist auch das urchristliche Ideal. Petrus verlangt vom Geistlichen, daß er ein ‚Typus der Herde‘ (1 Petr. 5, 3) sei, und Paulus weiß sich als ‚Typus‘ für alle Gläubigen (Phil. 3, 17). Wie soll der Kleriker ein ‚Vorbild‘ sein können, wenn ihm nicht das einfache, allen gemeinsame Christentum eingepflanzt wird? Darum nahm die alte Kirche ihre Diener ohne weitere Vorbereitung aus der Gemeinde. Nur eine vollkommene, durch keine Schranken künstelnder Erziehung durchbrochene religiös=sittliche Solidarität vermag die so notwendige Einheit zwischen Priestertum und Laienschaft zu festigen. Aber freilich, der hl. Hieronymus hat recht, wenn er einer christlichen Mutter zu Gemüte führt: ‚Fiunt, non nascuntur christiani‘. Für den Theologen ist diese pflegende, bildende, emporführende Mutter das Konvikt.«⁶ Nicht das Ungewöhnliche soll gesucht werden, sondern das Gewöhnliche vorbildlich und mit außergewöhnlichem Eifer getan werden. – Daß das Gesunde der sogenannten liturgischen Erneuerung mit allem Eifer zu pflegen, liturgizistischen Verstiegenheiten jedoch mit allem Ernst zu wehren ist, sei nur angemerkt.

Soll auch so die Frömmigkeit des Priesters wohl vorbildlich, aber nicht

⁶ Schrörs in: Gedanken über zeitgemäße Erziehung und Bildung der Geistlichen (Paderborn 1910) 114, die auch heute noch in vielem durchaus zeitgemäß sind.

»klerikal« betont sein, so ist anderseits nicht zu übersehen, daß der Priesterstand mit einer Lebensform verbunden ist, die gegenüber der des Christen schlechthin ein ganz Besonderes darstellt. Das Priestertum soll sich auf dem Grunde freigewählter und lebenslänglich verpflichtender Ehelosigkeit aufbauen.

Daß es sich bei der zeitlebens bindenden Wahl einer solchen Lebensform um etwas Großes, Entscheidendes, wohl gar Gefahrvolles handelt, betont Christus, wenn er die Jungfräulichkeit empfiehlt mit den Worten: »Wer es fassen kann, der fasse es.« Deshalb müssen auch den Theologen der ganze Ernst und die ganze Tragweite einer solchen Entscheidung vor Augen gestellt werden. Die sittliche Schönheit und der innere Friede der echten religiösen Jungfräulichkeit dürfen nicht auf Kosten der Ehe herausgehoben werden. Sittlichen Wert hätte die Jungfräulichkeit ja nicht, wenn sie mangels natürlicher Neigung zur Ehe – das Hagestolzentum ist eine unerfreuliche Erscheinung – oder aus egoistischem Hang zur Unabhängigkeit gewählt würde, sondern nur, wenn man auf das als ein Gut hochgeschätzte Ehe- und Familienleben verzichtet um eines höheren Gutes willen: um des »Vacare Deo« willen, um ungehemmt durch Familienbande ganz frei zu sein für den Dienst Gottes und für den Dienst am Gottesvolk. So ist der Zölibat nicht asozial, sondern sozial in einem andern und höheren Sinne. Der künftige Zölibatär muß darauf hingewiesen werden, wieviel an Opfer und Plage oft ein treu gelebtes Eheleben fordert, und wie der Zölibatär solchen Eheleuten sittlich nur gleichkommt, wenn er zu einem gleichen Maße opfernden Verzichtes und selbstloser Hingabe bereit ist.

Der jungfräuliche Verzicht auf das Gut und die Freude der Ehe fordert eine dauernde sittliche Hochleistung. Der einmal geleistete Verzicht bedeutet ja nicht, daß damit die natürliche Veranlagung auf die Ehe hin ausgelöscht würde. So ist nicht zu leugnen, daß die Ehelosigkeit eine Quelle von sittlichen Gefahren sein kann⁷, wenn nämlich der Zölibatär nicht das Gegengewicht gegen diese Gefahren in sich trägt.

Wenn jemandes natürliche Veranlagung besonders stark zur Akтуierung der geschlechtlichen Kräfte in der Ehe drängt, so sollte man ihm vom zölibatären Priestertum abraten, trotz sonst günstiger Charakteranlagen. Er ist zur Ehe berufen und wird als Laienapostel der Kirche nützlicher sein denn als Priester, der wahrscheinlich unverhältnismäßig viel an seelischer Kraft für die Erfüllung der Zölibatspflicht verbrauchen müßte. Ähnlich wäre zu urteilen, wenn jemand eine besonders stark betonte seelische Veranlagung zur Väterlichkeit in der konkreten Form der Familiengründung hätte. Eine allgemein väterlich-sorgende Charakterart ist natürlich keinerlei Hindernis, sondern eine günstige Mitgift für die Seelforge.

In altgriechischen Grabinschriften findet sich die Wendung: »Ἀτέλειστος ἀπέθανεν«. Er starb unvollendet. Mit diesem »Unvollendeten« ist der Unvermählte

⁷ Vgl. Erzbischof Gröber, Handbuch der religiösen Gegenwartsfragen (Freiburg i. Br. 1937) 638 ff.

gemeint, der eben nach griechischer Anschauung der unerfüllte, nicht zum Ganzen gekommene Mensch war. Christus, der die Ehe in ihrer Würde wiederherstellte, hat zugleich die Anschauung abgewehrt, als sei die Ergänzung der Geschlechter in der Ehe die unerläßliche wesentliche Erfüllung der Idee des Menschenwesens, der Unverehelichte hingegen ein Torso, ein seelischer Krüppel. »Die Kinder dieser Weltzeit heiraten und werden verheiratet; die aber würdig befunden werden, der künftigen Weltzeit und der Auferstehung von den Toten teilhaft zu sein, werden weder heiraten noch verheiratet werden. Sie können ja auch nicht mehr sterben, sind sie doch den Engeln gleich; sie sind Söhne Gottes, weil sie Söhne der Auferstehung sind« (Luk. 20, 34 ff.). Hier ist klar ausgesprochen: Das Geschlechtliche und die Ergänzung der Geschlechter in der Ehe ist nicht der letzte Sinn des Menschenwesens; der Zustand der Jenseitsvollendung wird darüber erhaben sein. Der letzte Lebenssinn ist für Mann und Frau nicht das, was differenziert und so zur gegenseitigen Ergänzung drängt, sondern er ist für jeden, Mann oder Frau, die Kindschaft Gottes.

Man wird eine solche Sicht des Zölibates - mit tieferer Begründung als an dieser Stelle möglich - dem jungen Theologen um so mehr bieten müssen, als einseitig betonte rassenbiologische Anschauungen ihm nicht fremd bleiben. Es wird dabei alles, was als Ehescheu oder abschätziges Wertung der Frau mißdeutet werden könnte, sorgfältigst zu vermeiden sein. Es muß den Theologen einleuchten, daß die zölibatäre Lebensform nicht ein Negativum schlechthin, ein Ausfall unerfetzlicher Entfaltungsmöglichkeiten des Lebens ist, sondern ein anderer und gar vorzüglicher Weg zu einem Vollmenschen im edelsten Sinne.

Die Ausprägung vollwertigen Menschentums in einem Leben, das auf die Vollaktuierung der biologischen Personkräfte verzichtet, wird naturgemäß in der Linie einer betonten Pflege der geistigen Sphäre liegen. Der Theologe, der gute Gewähr bieten soll, daß ihm die zölibatäre Lebensform ein Mittel zur Vollentfaltung eines edlen Priestertypus und nicht zu einer dauernden Hemmung oder gar zu einer sittlichen Gefahr werde, muß eine ausgeprägte Aufnahmefähigkeit und Hochschätzung für die geistigen Werte des Menschenlebens haben. Ob nun die Liebe zur theologischen Wissenschaft, eine edle Neigung zu den Schöpfungen der redenden oder der bildenden Künste, die Verfenkung in die Wunder Gottes in der Natur oder ein sonstiges Gebiet der geistigen Welt ihn besonders fesseln, hängt von der Eigenart ab. Weit wertvoller noch ist eine starke Liebe zu einem Beten, das ihm innige Gottesnähe und Gottestrost vermittelt. Aber jene natürlichen geistigen Werte sind darüber nicht zu vernachlässigen, denn das Gebet höheren Grades ist Gnade und kann nicht jederzeit bereit stehen. Es ist deshalb überaus wichtig, den jungen Theologen zu einer betont geistigen Lebenshaltung und zu geistig veredelter Freude zu erziehen. Die beklagenswerten Entartungserscheinungen, wie sie die jüngste Zeit in gewissen geistlichen Gemeinschaften offenbar machte, haben vielfach die Frage aufwerfen lassen, ob nicht vielleicht in diesen Gemeinschaften außer genügender Strenge der Auswahl der Mitglieder auch die Durchsetzung des Gemeinschafts-

lebens mit edler, vergeistigter Erholung gefehlt habe. Das Seelenleben verlangt nach Entspannung und Ausgleich. Das Leben in der sittlichen Ordnung der Ehe hat für solchen Ausgleich seine regulierenden Gesetze; steht für den Ehelosen nicht die Möglichkeit der Entspannung in edler, geistig erhebender Form bereit, so besteht die Gefahr, daß sie zunächst in gefährlichen Randzonen des Sinnlichen gefucht wird und in betrüblicher Niederung endet.

Das alles ist um so beachtlicher, als der Zölibatär – wenn er nicht in Ausgegessenheit sich verlieren will – ein vielfach einsames Leben führt. Vae soli! Wehe ihm, wenn er es nicht versteht, in seine Einsamkeit die Welt großer Geister hineinzuholen oder sie durch den Gebetsverkehr mit Gott zu einer seligen Gemeinschaft zu machen! Dann bringt ihn zu leicht die innere Ode in die Gefahr der Unenthaltbarkeit oder läßt ihn geistig steril werden.

Denn das ist die zweite Gefahr, die dem Zölibatär droht, wenn er nicht stets darum forgt, den idealen Sinn jungfräulichen Lebens zu erfüllen: daß er, in sich abgekapfelt, geistig unfruchtbar wird. Es darf nicht übersehen werden: das »Zwei in einem Fleische« der Ehe, die naturgemäße blutgebotene Sorge für das eigene Fleisch und Blut, ist ein starker natürlicher Antrieb zur Nächstenliebe, verhindert ein egoistisches Nur=sich=selbst=Gehören, erhält die Liebeskräfte lebendig auch über den engsten Familienkreis hinaus. Ein solcher aus dem physiologisch-psychologischen Seelenbereich gespeister Antrieb fehlt dem Ehelosen, und deshalb kann eine bloß negative Ehelosigkeit zu einer selbstfüchtigen Herzensverhärtung führen, zu einem liebeleeren Junggesellentum. Die Erfahrung, die vor Jahren ein deutscher Priester dem Verfasser gegenüber aussprach: »Geistliche können oft so hart sein«, ist dieselbe, die Bernanos im »Tagebuch eines Landpfarrers« den Pfarrherrn von Torcy sprechen läßt: »Nirgends gibt es so viel harte Menschen als unter alten Priestern.« Und die Erscheinung des geistlichen »Paschatums« ist gewiß nicht ohne Zusammenhang damit, daß dem Zölibatär die ständige Nötigung fehlt, sich in die Erfordernisse eines Familienkreises einzufügen.

Der junge Theologe muß ganz nachdrücklich auf diese Gefahren zölibatären Lebens hingewiesen und ermahnt werden, sich dagegen dadurch zu wappnen, daß er in innigem Flehen und unablässigem Ringen für sich gewinnt den »überschwenglichen Reichtum« Christi (Eph. 2, 7). Man hat hervorgehoben, daß man Christus keinen »Charakter« zuschreiben könne im Sinne einer seelischen Differenzierung, die ja stets zugleich eine Begrenzung bedeutet⁸. In der Tat besteht der »Reichtum Christi«, unter psychologischen Kategorien gesehen, in seiner Universalität, in seiner Erhabenheit über die charakterlichen Verschiedenheiten bloßer Menschen, in seiner Herausgehobenheit auch über den Gegensatz von Mann und Weib. Christus ist Mann als der andere Adam, aber er ist vor allem der Gottmensch, dessen menschliche Natur dem Logos verbunden ist, in dem der Schöpfergedanke von Mann und Weib aufgeleuchtet ist, das Haupt, unter

⁸ Vgl. Morawski, *Abende am Genfer See* (Freiburg i. Br. 1904) 125 ff.

dem die ganze Schöpfung wieder zusammengefaßt werden sollte, der Erlöser von Mann und Weib. Wenn einer, dann ist der »Homo Christus Iesus« Vollmensch, die feinste Blüte des Menschentums. Er trug vom männlich-väterlichen und vom weiblich-mütterlichen Charakter alles Wertvolle in sich, ohne an der Beschränktheit und Einseitigkeit des einen und des andern teilzuhaben. Er hatte die besondern Vorzüge des Mannes in der Kraft der Initiative, des aktiv-produktiven Gestaltens, des Machtanspruches und des Widerstandes gegen feindliche Mächte; er, der das ganz Große, das ganz Neue in die Welt brachte, der die Fundamente der Weltkirche legte, ihr die Kräfte der Weltumgestaltung verlieh und so die Weltgeschichte zwang, nach ihm ihre Jahre zu zählen. Wie mußte er seine Sendung und seine Gründung kraftvoll zu verteidigen gegen den Angriff des Satans und gegen die Tücke der Pharisäer! Mit heiligem Manneszorn trat er ein für die Ehre des himmlischen Vaters, als er die Händler aus dem Tempel jagte. Aber ebenso reich wie an männlicher Tatkraft zeigt sich Christus in der Entfaltung der Seelenkräfte, in deren Besitz wir sonst den Vorzug der Frau und Mutter sehen: Geduld und Langmut gegenüber der Schwäche des Mitmenschen, die Gabe zu trösten in Leid und Schmerz, die selbstlose sich hinschenkende Liebe, zartes Mitempfinden fremder Not. Christus weint über Jerusalem, das sein Heil nicht erkennt; er vergleicht sich mit der Henne, die mütterlich mit den Flügeln ihre Küchlein deckt; er ist der gute Hirt, der dem verlorenen Schafe nachgeht; er nimmt sich liebevoll der Kinder an; wie weiß er die Sünder zu trösten: »Sei getrost! Deine Sünden sind dir vergeben!« Voll Herablassung und Sanftmut wäscht er seinen Jüngern die Füße. Eine Mutter nährt das Leben, das sie unter ihrem Herzen birgt, mit dem eigenen Fleisch und Blut, weil die Natur es so ordnet; der Heiland setzt in freier Liebesentschließung sein eigen Fleisch und Blut als Trank und Speise ein, Fleisch und Blut des Schlachtopfers, in dem er sich selbst im Kreuzestode darbringt. Wahrlich, »eine größere Liebe hat niemand, als daß er sein Leben hingibt für seine Freunde«; diese Liebe ist größer als selbst die Liebe der Mutter.

Aber läßt sich von diesem universalen Seelenreichtum des Gottmenschen etwas hineinholen in die Seele eines bloßen Menschen? Der Heiland bejaht es, wenn er sagt: »Ein Beispiel habe ich euch gegeben«, und seine Jünger »wie Lämmer mitten unter die Wölfe« sendet. Und der Erfahrungsbeweis ist schon durch Paulus erbracht, diesen kraftvollen Feuergeist, der »mehr gearbeitet hat als alle andern«, der die Korinther fragt: »Soll ich mit der Rute zu euch kommen?« und doch wieder den Thessalonichern schreibt: »In eurer Mitte traten wir auf, milde wie eine Mutter, die ihre Kindlein pfleget.« So soll jeder jungfräuliche Priester des jungfräulichen Christus in seinem Charakter vereinigen männliche Kraft und fraulich-mütterlich-zarte Milde. Und um so eher wird ihm das gelingen, je mehr er im Zölibat, der um Christi willen geübt wird, seine Seele von Naturgebundenheit befreit und so sie öffnet für den einströmenden universalen Reichtum der Seele Christi. Dann kann er sein, was P. Lacordaire vom Priester fordert: »Hart wie Diamant, zarter als eine Mutter!« Fest wie Diamant

muß der Priester sein in der Ungebrochenheit seiner Glaubensüberzeugung; stark wie Diamant in seinem Mut, wenn es gilt, die Interessen Christi und seiner Kirche zu verteidigen; feurig aufblitzen wie der Diamant muß seine heilige Ent-rüstung gegen alles Unheilige und Unwürdige im Heiligtum Gottes. Aber er muß auch zarter sein als eine Mutter in der Aufopferung all seiner Lebenskraft in der erbarmenden Liebe, die sich niederbeugt zu allem, was nach Erlösung verlangt.

Wenn so der Theologe sich am Vorbild Christi zu einer Kraft universaler Liebe erzieht, die immer weniger vom Physiologischen und immer mehr vom Geistigen her bestimmt ist, wenn so das Spannungsverhältnis zwischen dem Männlichen und dem Weiblichen, das gemeinhin in der Zweifamkeit der Ehe zum Ausgleich kommt, beim Priester im innern Reichtum der Seele selbst statt in der Ergänzung durch einen Partner ausgeglichen wird, so wird das dem Priester auch jene innere Haltung zum Frauentum und zu den Frauen gewähren, in der er als Seelforger der Frau in der rechten Weise gegenüberzutreten vermag.

Die Tatsache, daß die Frauen an Männer als an ihre Seelforger gewiesen sind, begreift zweifellos eine Schwierigkeit in sich und stellt dem Priester Aufgaben, denen er nicht mit gutem Willen allein, sondern wohl nur im Besitze und in kluger Auswirkung der gekennzeichneten seelischen Haltung gewachsen sein kann. Soll der Priester die Frauenwelt erfolgreich pastorieren, so muß er Verständnis für frauliche Eigenart haben. Es heißt irgendwo: »Es gibt eine heid-nische, eine bolschewistische ... Minderbewertung der Frau. Gibt es nicht auch so etwas wie eine ‚klerikale‘ Minderbewertung, aus Angst oder einseitiger Verabsolutierung männlicher Werte?« Beide Motive der Minderbewer-tung verlieren an Gewicht für den Priester, der im Zölibat die fraulich=mütter-lichen Seelenwerte nicht verkümmern läßt, sondern pflegt. Ein solcher ist ge-schützt vor einseitiger Herauskehrung des Männlichen; er wird auch, weil er in sich selbst etwas vom Fraulich=Mütterlichen trägt, dieser Welt nicht mit un-natürlicher Angst und Verkrampftheit entgegentreten oder gar sie fliehen. Gewiß gilt für den Theologen wie für den Priester die Regel, daß er den Verkehr mit Frauen nicht suchen soll; aber gänzlich falsch wäre ein bloßes Abschließungs-system, das sich im Seelforgsleben doch nicht durchführen ließe. Soziale Um-gestaltungen lassen die Frau viel freier sich bewegen und führen sie auch mit dem Priester viel häufiger zusammen. Aber je mehr die äußern Schranken gefallen sind, um so wichtiger sind die innern Schranken! Und sollten diese innern Schranken nicht am festesten da sein, wo das ganze zölibatäre Leben getragen ist von einer Auffassung, die im Menschen nicht zunächst Mann oder Weib, sondern das Gotteskind sieht? Verhilft das nicht am sichersten zu jener Unbefangenheit und taktvollen Distanz zugleich, ohne die der Priester sich leicht lächerlich macht und schweren Gefahren aussetzt? Wo Befangenheit gegenüber dem weiblichen Geschlechte - nicht zu verwechseln mit zarter Vorsicht und gebotener Zurückhaltung! - nicht mit allgemeiner Ungelenkheit und Un-erfahrenheit zusammenhängt, da kann die Frage am Platze sein, ob der Be-treffende nicht zu sehr Mann im Sinne des Geschlechtswesens und so der Zölibat

ein zu großes Wagnis für ihn ist. Wo solche Unbefangenheit auch bei genügender Belehrung nicht erlangt wird, muß man sicher von einer nicht unerheblichen Ausfallerscheinung sprechen.

Wo die bisherige Familienerziehung dem Theologen zu dieser ruhigen Sicherheit noch nicht verholfen hat, vielleicht auch nicht verhelfen konnte, kann das Seminar naturgemäß außer der grundsätzlichen Belehrung nichts ergänzen. Für einen solchen Theologen könnte ein Ferienaufenthalt in einer geistig hochstehenden und in christlicher Lebensführung vorbildlichen Familie eine geistige Wohltat bedeuten. Die Hausfrau müßte allerdings dem Wort: »Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an«, im vollsten Maße gerecht werden.

Die Erziehung der Priesterkandidaten vollzieht sich im Rahmen des geschlossenen Seminars oder Konviktes. Die früher in Deutschland geführten Erörterungen über die Vorzüge der Seminarerziehung oder des freien Studiums an einer Hochschule vor einer kürzeren Seminarzeit sind durch die eindeutigen kirchlichen Entscheidungen gegenstandslos geworden. Gegner der Seminarerziehung dürften wohl auch nachdenklich werden, wenn sie sehen, daß mächtige Bewegungen weltlichen Charakters ihren Nachwuchs, vor allem die Auslese, die in der Zukunft als Ideenträger wirken soll, in Internaten von einer Geschlossenheit des Aufbaus erziehen, wie er für die Priestererziehung kaum durchführbar erschiene. Wie kein Ding auf Erden vollkommen ist, haften auch der Seminarerziehung trotz ihrer unersehbaren Vorzüge – es sei nur an die Weckung eines solidarischen Standesbewußtseins, die Einprägung kirchlichen Zusammengehörigkeits- und Verantwortungsgefühles, die abschleifende Wirkung des Gemeinschaftslebens erinnert – Schwächen an, die mit der Eigenart der »Massenerziehung« gegeben sind, jedoch in ihrer nachteiligen Wirkung durch sorgsame Gegenmaßnahmen beträchtlich abgedämpft werden können.

Während der frei an der Hochschule studierende Student genötigt ist, auch sein äußeres Leben ohne fremde Hilfe zu regeln, ist das Gemeinschaftsleben des Seminars stark durchorganisiert unter dem Gesichtspunkt, dem einzelnen viel freie Zeit für Studium und innere Sammlung dadurch zu gewähren, daß äußere Lebensnotwendigkeiten ihn nur wenig beanspruchen. Das kann zu einer gewissen Sorglosigkeit führen – da ja für alles gesorgt ist –, es kann einen Mangel an Initiative und bewußter Lebensgestaltung begünstigen. Diese Gefahr scheint dort geringer zu sein, wo das Seminar nach dem System des Einzelzimmers (statt der Zimmer für mehrere Bewohner oder der größeren Schlaf- und Wohnsäle) eingerichtet ist, wie es sich mehr und mehr durchzusetzen scheint. Das Einzelzimmer ist wohl auch im Seminar die gegebene Wohnform für den künftigen Weltpriester, der ja nicht für ein Gemeinschaftsleben, sondern für das oft recht einsame Leben des Seelforgers vorgeformt werden soll. Das Einzelzimmer läßt auch der Initiative weiteren Spielraum; der Theologe wird allerdings durch die Seminarordnung gehalten, zu bestimmter Zeit in seinem Zimmer zu verbleiben; wie er aber dort seinen Arbeitstag nutzt, das unterliegt im

wesentlichen seiner Verantwortung. Wenn übrigens Canon 972 des Kirchlichen Gesetzbuches zwar das Verbringen der gesamten Studienjahre im Seminar als Regel aufstellt, jedoch dem Bischof freistellt, im Einzelfalle Theologen aus wichtigem Grunde zum Studium außerhalb des Seminars zu beurlauben, so scheint ein solcher Grund für einen Universitätsurlaub wohl auch damit gegeben zu sein, daß der junge Theologe sich einmal ohne die Stützen des Gemeinschaftslebens ganz allein zurechtfinden soll.

Eine indolente Natur mit wenig Unternehmungskraft wird an sich weder durch das Seminar noch durch das Einzelleben an der Hochschule in das Gegenteil verwandelt werden. Der indolente Einzelstudent kann völlig unbemerkt dahinleben, während er im Seminar immerhin entdeckt wird. Dann wird es notwendig sein, ihm planmäßig Aufgaben zu stellen, die seine schwache Anlage zur Initiative wecken, ihn zur Teilnahme an Studienkreisen, zur Übernahme von Referaten anzuregen, gelegentlich auch durch Ermunterung und Lob die Freude an der eigenen Leistung zu steigern.

Nietzsche, der Aristokrat, meint: »Gemeinschaft macht gemein.« Gewiß, Gemeinschaft kann gemein machen. In jeder Gemeinschaft gibt es »Niveau-drücker«. Es gilt, sie zu erkennen, zur Ordnung zu rufen oder auch unschädlich zu machen. Es gilt auch, den guten Willen der Gemeinschaft, ein gehobenes Niveau zu halten, dagegen aufzubieten. Gemeinschaft kann auch zu Nachlässigkeit in der Beobachtung gesellschaftlicher Form und Rücksichtnahme führen, weil der einzelne mehr oder minder bewußt das Empfinden hat, in der Anonymität der großen Zahl zu verschwinden. Dem muß die ernste Durchführung der schon erwähnten kirchlichen Vorschrift entgegenwirken, wonach die Seminarvorstände den Alumnien »häufiger die Regeln einer echten christlichen Höflichkeit darlegen und sie durch ihr Beispiel zu deren Beobachtung anregen« und sie »ermahnen sollen, im gegenseitigen Verkehr stets eine gewisse Gefälligkeit, gepaart mit Bescheidenheit und Würde« zu wahren (Can. 1369). Daß der Priester zu voller Beherrschung der guten Formen des gesellschaftlichen Verkehrs angeleitet werde, ist um so notwendiger, weil im geschichtlichen Wandel des sozialen Gefüges der Priester der Zukunft kaum noch einem sozialen »Stand« im alten Sinne angehören und darin einen Rückhalt für die soziale Geltung, die er als Seelforger braucht, haben wird⁹.

Da alles darauf ankommt, für die Zukunft selbständige, aus freudiger Verantwortung handelnde Persönlichkeiten zu erziehen, wird die Seminarleitung dieses Ziel bei aller Konsequenz im Grundsätzlichen nicht durch zwangsmäßigen Drill, sondern auf der Basis des Vertrauens erreichen wollen. Im Verkehr der Alumnien mit den Vorgesetzten soll deshalb ein offen-männlicher, von jeder Servilität freier Ton herrschen, unbeschadet der für jede Erziehung unentbehrlichen Ehrfurchtshaltung. Des edlen Sailer¹⁰ goldene Worte hierzu sind noch immer beherzigenswert.

⁹ P. Simon, Das Priestertum als Stand und der Laie (Salzburg 1938).

¹⁰ J. M. Sailer, Neue Beiträge zur Bildung des Geistlichen (München 1819).

»Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige. Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende!« lautet die von seiner Kirche treu erfüllte Anforderung Christi. Zwar gaben nicht alle Zeiten der Kirchengeschichte Anlaß, über Priestermangel zu klagen, aber die Zeiten des Überflusses an Priestern waren nicht immer solche des Überflusses an wirklichen, brauchbaren Arbeitern im Sinne Christi. Um solche Arbeiter den Vater zu bitten, ist immer Anlaß. Auch wenn solche Bitte nicht stets sogleich erhört schiene, dürfte das kein Grund sein, auf eine strenge Auslese bei der Zulassung zur heiligen Weihe zu verzichten. Auch nicht in Zeiten, wo einige befürchten, es würden der Priester zu wenige werden. Gott, der aus Steinen Kinder Abrahams erwecken kann, schlägt in Notzeiten der Kirche, wenn es ihm gefällt, den Funken echter Berufung da, wo wir es nicht erwarten. Der Grundsatz strenger Auslese darf in solchen Zeiten am wenigsten abgeschwächt werden. Der hl. Thomas von Aquin sagt klar: »Nie verläßt Gott die Kirche so, daß nicht mehr geeignete Priester in genügender Zahl für die Bedürfnisse des Volkes gefunden würden, wenn nur Würdige geweiht und Unwürdige zurückgewiesen werden. Und wenn nicht mehr so viel Diener der Kirche sich fänden wie eben jetzt, so wäre es besser, wenige gute Diener der Kirche zu haben als viele schlechte.«¹¹ Thomas beruft sich dafür schon auf die Auffassung des kirchlichen Altertums. In der Tat ist es besser, etwa eine Zeit lang einer kleinen Pfarrei allmonatlich einmal einen Missionar zu senden, dessen Predigt der Frohbotschaft ein »Erweis des Geistes und der Kraft« ist, als daß sie dauernd einen »Hirten« hat, der kein Hirte ist. Man darf auch nicht glauben, etwaigen Priestermangel dadurch zu beheben, daß man die Ansprüche an die Kandidaten herabsetzt. Die Folge würde ein Sinken des Niveaus sein und die weitere Folge, daß wertvolle Berufe abgeschreckt würden, weil sie geistige Höhe und nicht den Kompromiß wollen. Wenn aber eine kleine Schar von ausgewählten Streitern ihr Bestes hergibt und ihr Letztes einsetzt, dann werden gerade die edlen Söhne des Volkes von ihrem Hochsinn gepackt werden und die gelichteten Reihen immer wieder auffüllen. Die Forderung nach Hochwertigkeit in der Auswahl der Priester muß gerade heute eher gesteigert als geschwächt werden¹².

»Die Kirche hat wohl für nichts anderes im Laufe der Jahrhunderte eine so zarte Sorge und mütterliche Aufmerksamkeit gezeigt wie für die Ausbildung ihrer Priester.« Dieses Wort aus der Priestertums-Enzyklika Pius' XI. stellt das »Enchiridion clericorum« als Motto seiner Dokumentensammlung voran. All diese Oblorge der lehrenden und regierenden Kirche findet nun ihre schönste Ergänzung in der warmherzigen Mitsorge des katholischen Kirchenvolkes. Aus

¹¹ S. Th. Suppl. qu. 36 a. 4, 1.

¹² Aus dem umfangreichen einschlägigen Schrifttum sei noch genannt: A. M. Micheli, *Constitutiones Seminariorum clericalium* (Taurini 1919) als offiziöser Kommentar zu den kirchlichen Rechtsbestimmungen über die klerikale Erziehung; Wilhelm Stockums, *Weihbischof von Köln, Der Beruf zum Priestertum* (Freiburg i. Br. 1934) und *Priestertum und Alzefe* (Freiburg i. Br. 1938) als die wohl beste zusammenfassende Darstellung jüngerer Zeit in deutscher Sprache.

seinem Schoße wachsen ja immer neu die Söhne, die, ausgerüstet mit dem natürlichen Erbteil der Eltern, übernatürlich beschenkt mit den Gnaden der Taufe und der Firmung, in der Gnade aufgenährt durch das Brot des Lebens, in frommem Sinn behütet durch das christliche Elternhaus, von Gott gerufen werden, durch die Räume des Priestersseminars zu den Stufen des Weihealtars zu schreiten. Das soziale Sakrament der christlichen Ehe läßt die Söhne sprießen, die im andern sozialen Sakrament der Priesterweihe sich dem priesterlich-ehe-lofen Leben übernatürlicher Fruchtbarkeit weihen.

Das christliche Volk hat ein tiefes Verständnis für diese Zusammengehörigkeit von Priester und Volk; man möchte sagen, daß sich dieses Verständnis in unsern Tagen vertieft hat; die gefüllten Dome an den Tagen der heiligen Weihen legen Zeugnis dafür ab. Zur besondern Pflege dieser heiligen Gemeinschaft – Schicksalsgemeinschaft! – von Priester und Volk hat sich in unserem Vaterland ein frommes Werk entwickelt, das »Frauenhilfswerk für Priesterberufe«¹³; es will nicht nur materielle Hilfsmittel für die Berufsausbildung künftiger Priester bereitstellen, sondern vor allem seine Mitglieder zu einer Gebets- und Opfergemeinschaft sammeln, die Gottes Segen auf die Arbeit der Priester im Gottesvolk herabzieht; es will in den christlichen Familien eine Atmosphäre vertieften Verständnisses für die Bedeutung und die hohe Aufgabe des Priestertums pflegen und dadurch mitforgen, daß die Fruchtbarkeit der christlichen Familie für den heiligen Dienst am Altare nicht versiegt.

Protozoendämmerung

Von Franz Hefelhaus S. J.

Gott sei Dank, das Elektronenmikroskop ist da. Jetzt geht's ran. Was wir nicht alles sehen werden! Die Feinstruktur der Körper, die letzten Stäubchen der Luft, den Aufbau der zvergischsten Bakterien, die berühmten Grippeerreger usw. Jetzt kann man in die letzten Schlupfwinkel der Seele hineinleuchten, es werden nicht viele Gespenster ihr Dämmerdasein weiter fristen können. Freilich bleibt bei dem Elektronenbombardement in der luftleeren Braunschen Röhre nichts mehr am Leben, aber das ist nur ein kleiner Schönheitsfehler des Verfahrens, der vielleicht bald behoben wird. –

Sollen wir tatsächlich alle Fragen über kleinste Verhältnisse bei Lebewesen zurückstellen, bis das Elektronenmikroskop die Nacht des Kleinsten durchleuchtet hat? Sind wir so unbedingt von dem Abbild auf dem Leuchtschirm oder der Photoplatte abhängig? Was heißt: sichtbar machen? Luft in Luft ist nicht sichtbar, Luft in Wasser, als Luftblase aufsteigend, ist sichtbar. Etwas Licht an der Grenze wird abgelenkt, dann sehe ich Luft. Wir arbeiten seit einem Jahr=

¹³ Gründerin und Generalleiterin des Werkes ist Ihre Kgl. Hoheit Maria Immaculata Herzogin zu Sachsen; die Zentralleitung befindet sich in Freiburg i. Br. (Schlageterstraße 21). Das Werk ist heute in der Mehrzahl der deutschen Diözesen eingeführt.